

(Nachdruck verboten.)

15]

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Hef.

Hinter der Fabrik zog sich ein großer mit Tannen und Birken bewachsener Sumpf hin, der sie fast mit einem Ring von Faulnis umgab. Im Sommer stiegen dicke, gelbe Dünste daraus auf, und über der Vorstadt schwärmten Wolken von Mücken, die überall Fieber verbreiteten. Der Sumpf gehörte der Fabrik, und der neue Direktor, der Nutzen daraus ziehen wollte, gedachte den Sumpf trocken zu legen und gleichzeitig Torf zu gewinnen. Er zeigte den Arbeitern, daß diese Maßregel den Ort gesünder machen und die Lebensbedingungen für alle verbessern würde und traf die Anordnung, zur Trockenlegung des Sumpfes jedem eine Kopeke auf den Rubel vom Verdienst abzuziehen.

Die Arbeiter wurden erregt. Besonders beleidigte sie, daß die Angestellten zu dieser neuen Steuer nicht beitrugen. Pawel war an dem Sonnabend krank, wo die betreffende Erklärung des Fabrikdirektors angeschlagen wurde; er arbeitete nicht und wußte nichts davon. Am nächsten Tage kam nach dem Mittagessen ein ehrbarer Greis, der Gießer Sifow, ferner der große böse Schlosser Machotin zu ihm und erzählten von der Verordnung des Direktors.

„Wir älteren Leute haben uns versammelt,“ sagte Sifow gesetzt, „wir haben den Fall besprochen, und nun haben uns die Kollegen zu Dir geschickt, um Dich zu fragen — da Du gut unterrichtet bist — ob es ein Gesetz gibt, wonach der Direktor mit unserem Geld einen Mückenkrieg führen darf?“

„Ueberleg' es Dir!“ sagte Machotin, mit den schmalen Augen blinkend. „Vor vier Jahren haben die Gauner für ein Bad gesammelt. 3800 Rubel sind zusammen gekommen . . . wo sind sie? Ein Bad haben wir nicht bekommen!“

Pawel erklärte diese Abgabe für ungerecht und wies den offenbaren Nutzen nach, den die Fabrik daraus zöge; die beiden Arbeiter gingen stirnrunzelnd fort. Als die Mutter sie hinaus geleitet hatte, meinte sie lächelnd:

„Siehst Du, Pawel, jetzt kommen schon alte Leute zu Dir, um Deinen Verstand zu borgen.“

Pawel setzte sich bekümmert an den Tisch, ohne zu antworten, und begann zu schreiben. Ein paar Minuten später sagte er zu ihr:

„Ich bitte Dich: fahr doch sofort in die Stadt und gib diesen Brief ab . . .“

„Ist das gefährlich?“ fragte sie.

„Ja. Da wird eine Zeitung für uns gedruckt . . . Die Geschichte mit dem Sumpfgroschen muß unbedingt in die Zeitung . . .“

„Schön — schön!“ erwiderte sie, sich schnell ankleidend.

„Ich gehe sofort . . .“

Es war der erste Auftrag, den ihr Sohn ihr erteilte. Sie freute sich darüber, daß er ihr offen gesagt, worum es sich handelte, und daß sie ihm jetzt direkt nützlich sein konnte.

„Das verstehe ich, Pawel!“ sagte sie. „Das ist ja der reine Raub! . . . Wie heißt der Mann, Jegor Zwanowitsch?“

Sie kehrte spät abends müde aber zufrieden zurück.

„Hab' Sascha gesehen!“ sagte sie zu ihrem Sohn. „Sie läßt Dich grüßen. Dieser Jegor Zwanowitsch ist aber ein Spaßvogel! Komisch redet der!“

„Ich freue mich, daß sie Dir alle gefallen!“ sagte Pawel leise.

„Schlichte Leute, Pawel! Gut, wenn die Menschen einfach sind . . . Und alle verehren Dich . . .“

Montag ging Pawel wieder nicht zur Arbeit, er hatte Kopfschmerzen. Mittags kam Fedja Masin angelaufen, er war erregt und glücklich und teilte leuchtend vor Müdigkeit mit:

„Komm! Die ganze Fabrik ist in Aufruhr. Man schickt nach Dir . . . Sifow und Machotin sagen, Du könntest am allerbesten reden . . . Was da nicht alles vorgeht!“

Pawel begann sich schweigend anzukleiden.

„Die Frauen laufen zusammen und freischen.“

„Ich gehe auch mit,“ erklärte die Mutter. „Du bist krank. Was mag dort nur los sein? Ich gehe hin!“

„Geh!“ sagte Pawel kurz.

Auf der Straße gingen die drei schnell und schweigend vorwärts. Die Mutter atmete infolge des schnellen Gehens und der Erregung schwer; sie fühlte, daß etwas Wichtiges bevorstand . . . Am Fabriktor standen eine Menge Frauen, die schrien und schimpften. Als die drei in den Hof schlüpfen, gerieten sie sofort in eine dicke, schwarze, aufgeregte, jummende Menge. Die Mutter sah, daß alle Köpfe nach einer Seite, nach der Schmiede hingewandt waren, wo auf einem Haufen alten Eisens, von den roten Ziegelsteinen sich deutlich abhebend, gestikulierend Sifow, Machotin, Bjallow und noch fünf einflußreiche Arbeiter standen.

„Bjallow kommt!“ rief jemand.

„Bjallow? Schaff' ihn mal hierher . . .“

Pawel wurde gepackt, vorwärts geschoben, und die Mutter blieb allein.

„Still!“ hieß es auf einmal an verschiedenen Stellen.

Und in der Nähe ertönte Rybins gleichmäßige Stimme:

„Nicht wegen der einen Kopeke müssen wir standhaft bleiben, sondern wegen der Gerechtigkeit! Uns ist nicht die Kopeke wertvoll — sie ist nicht runder als die anderen, aber sie ist schwerer — es klebt mehr Schweiß und Blut daran als an den Rubeln des Direktors, jawohl! Und wir schätzen nicht die Kopeke — sondern unser Blut und die Wahrheit, jawohl!“

Seine Worte fielen kräftig in den Haufen und bewirkten leidenschaftliche Ausrufe.

„Das stimmt! Jawohl, Rybin!“

„Still, Teufel!“

„Hast recht, Gießer!“

„Bjallow ist da!“

Den lauten Maschinenlärm, das schwere Stöhnen des Dampfes und das Rauschen der Treibriemen übertönend, flossen die Stimmen in brausendem Wirbel zusammen. Von allen Seiten kamen Leute gelaufen, die sich gestikulierend unterhielten und sich gegenseitig mit leidenschaftlichen, beißenden Worten aufregten. Die heimliche Erregung, die stets in der Brust dieser müden Menschen schlummerte, erwachte, suchte einen Ausweg, brach über die Lippen, slog triumphierend durch die Luft, breitete ihre dunklen Schwingen immer weiter aus, packte die Menschen immer fester, riß sie mit sich, stieß sie gegen einander, verwandelte sie in feurige, bössartige Wesen. Ueber der Menge schaukelte eine Wolke von Ruß und Staub, die schweißbedeckten Gesichter brannten, und die Haut an den Wangen weinte schwarze Tränen. In den dunklen Gesichtern funkelten die Augen, glänzten die Zähne.

Dort, wo Sifow und Machotin standen, erschien Pawel, und jetzt erklang sein Ruf:

„Genossen!“

Die Mutter sah, daß sein Gesicht blaß wurde, und die Lippen zitterten; sie bewegte sich unwillkürlich vorwärts und stieß die Menge beiseite. Agerlich rief man ihr zu:

„Alte, wo krauchst Du hin?“

Man stieß sie. Aber das hinderte das Weib nicht, die Menschen mit Schultern und Ellbogen beiseite zu drängen; sie schob sich langsam näher an den Sohn heran, nur von dem Wunsch getrieben, neben ihm zu stehen.

Indem Pawel das Wort aus seinem Innern heraus-schleuderte, in das er einen tiefen, wichtigen Sinn legte, fühlte er, daß ein scharfer Freudenkrampf über den bevorstehenden Streit ihm die Kehle zuschnürte; ihn ergriff der unbezwingliche Wunsch, sich seinem Glauben hinzugeben, den Menschen sein Herz hinzuwerfen, das vom Feuer des Wahrheitsraumes entzündet war.

„Genossen!“ wiederholte er und schöpfte aus diesem Worte Kraft und Begeisterung. „Wir sind die Leute, die Kirchen und Fabriken bauen, die Ketten und Geld herstellen . . . Wir sind die lebendige Kraft, die alle von der Wiege bis zum Grabe ernährt und erheitert.“

„Aha!“ rief Rybin.

„Wir sind stets und überall die ersten bei der Arbeit, und stehen im Leben auf dem letzten Platz. Wer kümmert sich um uns? Wer tut uns Gutes? Wer hält uns für Menschen? Niemand!“

„Niemand!“ hallte wie ein Echo eine Stimme zurück.

Pawel hatte sich jetzt in der Gewalt. Er begann fester und ruhiger zu reden, die Menge bewegte sich langsam an

ihn heran, vereinigte sich zu einem dunklen, tausendköpfigen Körper. Sie blickte ihm mit hundert aufmerksamen Augen ins Gesicht, sog seine Worte in sich ein, verbarg, versteckte sie.

„Uns wird niemals ein besseres Los zuteil, solange wir uns nicht als Genossen, als eine einzige Gemeinde fühlen, die nur den Wunsch hat, den Kampf um unser Recht aufzunehmen!“

„Zur Sache!“ rief grob jemand neben der Mutter.

„Stör' ihn nicht! Stille!“ ertönten halblaut zwei Rufe von verschiedenen Stellen.

In den rauchgeschwärzten Gesichtern wurden unsicher und mürrisch die Brauen gerunzelt, Dutzende von Augenpaaren blickten Pawel ernsthaft und nachdenklich ins Gesicht.

„Ein Sozialist, aber kein Dummkopf!“ bemerkte jemand.

„Ei, der hat aber Mut!“ meinte ein großer, gekrümmter Arbeiter und stieß die Mutter gegen die Schulter.

„Es ist Zeit, Genossen, daß wir der habgierigen Gewalt, die von unserer Arbeit lebt, Widerstand leisten, Zeit, daß wir uns zur Wehr setzen, alle müssen einsehen, daß niemand uns hilft, als wir selbst. Einer für alle, alle für einen! Daran müssen wir festhalten, wenn wir den Feind bezwingen wollen.“

„Der Mann hat recht, Leute!“ rief Machotin. „Er sagt die Wahrheit!“

Dann holte er weit mit dem Arm aus und schüttelte die Faust in der Luft.

„Wir müssen sofort den Direktor rufen!“ fuhr Pawel fort. „Wir müssen ihn fragen . . .“

Das fuhr wie ein Wirbelwind in die Menge. Sie schaukelte hin und her, und Dutzende von Stimmen riefen auf einmal:

„Her mit dem Direktor!“

„Er soll die Sache erklären!“

„Bringt ihn her!“

„Wollen eine Deputation schicken!“

„Ist nicht nötig!“

Die Mutter schob sich weiter vorwärts und blickte von unten auf ihren Sohn. Stolz erfüllte sie — Pawel stand zwischen alten, angesehenen Arbeitern, alle hörten ihm zu und stimmten ihm bei. Ihr gefiel, daß er ruhig war und so einfach sprach, nicht böse wurde und nicht schalt, wie die andern.

(Fortsetzung folgt.)

Der Planet Mars.

Die Wandelsterne oder Planeten, welche sich durch die Scharen der Fixsterne bewegen und beständig ihren Ort am Himmel wechseln, haben die Phantasie der Menschen von jeher in hohem Maße angeregt. Die abergläubische Furcht räumte ihnen einen besonderen Einfluß auf die Geschehnisse der Menschen ein, die Stellung der Gestirne zur Zeit der Geburt sollte entscheidend für die Bildung des Charakters und den Verlauf des gesamten Schicksals des Menschen sein. Die exaktere Forschung hat diesen Aberglauben zerstört, doch bringt man nun wieder andere Dinge mit der Stellung der Gestirne in Verbindung; so haben wir noch in den jüngsten Tagen die Vermutung äußern hören, daß die Erdnähe des Mars die abnorme Witterung dieses Sommers hervorruft, eine Ansicht, welche genau so sicher begründet ist, wie die von dem Einfluß der Planetenstellung auf die Geschehnisse der Menschen. Mit Vorliebe werden ferner Phantasien ausgesponnen, wonach auf den Gestirnen vernunftbegabte Wesen wie wir, die unsere Vorgänger in gesteigertem Maße besitzen, und denen dafür unsere Mängel abgehen, ein glücklicheres und vollkommeneres Dasein führen. Selbst tiefe Denker verschmähten es nicht, sich mit der Ausmalung solcher Phantasiegebilde zu beschäftigen, wobei zuweilen auch der Gedanke mitspielte, daß unser selbst später ein besseres Leben auf einem glücklicheren Sterne harre.

Es ist begreiflich, daß die Phantasie einen besonders starken Anstoß bekommen muß, wenn die genauere Erforschung der Gestirne, die mit den mächtigeren Hilfsmitteln der modernen Astronomie möglich ist, uns in der Tat Weltkörper zeigt, auf denen wenigstens die physische Möglichkeit eines dem unserigen ähnlichen Lebens vorhanden ist. In den weiten Räumen des Fixsternhimmels sind solche Möglichkeiten in unendlicher Anzahl vorhanden, denn überall wo wir Fixsterne sehen, können wir diese Sonnen von dunklen Planeten umkreist annehmen, und nichts hindert uns, zu glauben, daß sich auf einem Planeten unter dem Einfluß seines Fixsterns, seiner Sonne, Verhältnisse analog denen der Erde entwickeln haben.

Aber diese Möglichkeit ist zu entfernt, zu wenig greifbar, um unsere Phantasie intensiv zu beschäftigen. Näher liegen uns die Gestirne unseres eigenen Sonnensystems, unser Mond und unsere großen Planeten, deren Verhältnisse wir unmittelbar untersuchen können. Von keinem ist uns die Beschaffenheit der Oberfläche und die Bedingungen, die auf ihr herrschen, so gut bekannt, wie von unserem Monde und von dem Planeten Mars. Auch von der Venus,

dem schönen Abend- und Morgenstern, der gegenwärtig am nordöstlichen Morgenhimmel glänzt, wissen wir, daß sie von einer der unserigen ähnlichen Atmosphäre umgeben ist, die ähnlich wie diese fast stets mit Wolken erfüllt ist. Können wir demnach auf der Venus ähnliche Verhältnisse wie bei uns annehmen, so wissen wir doch andererseits gerade wegen dieser erdähnlichen Atmosphäre von der Gestaltung ihrer Oberfläche, welche unseren Blicken durch die Hülle entzogen bleibt, allzu wenig, als daß die Phantasie in bestimmte Bahnen gelenkt werden könnte.

Anderes verhält es sich mit dem Mond und dem Mars. Der Mond liegt bei dem völligen Mangel einer Atmosphäre unseren betrachtenden Blicken frei da; doch verhindert gerade der Mangel der schützenden Atmosphäre, daß Leben sich auf dem Monde entwickelt. Er gilt uns demnach als typischer Vertreter für das Oede, Abgestorbene, Regungslose. Der Mars dagegen hat eine Atmosphäre, aber eine so durchsichtig klare, daß sie uns nicht hindert, die Oberfläche des Planeten selbst zu erblicken und alle Einzelheiten auf ihr wahrzunehmen, die bei der großen Entfernung durch unsere Fernrohre überhaupt erkannt werden können. Daher ist uns seine Oberfläche bekannter als die irgend eines anderen Planeten, wir besitzen vollständige Karten des Mars, die uns in reicher Abwechslung dunklere und hellere Stellen zeigen, die wieder von dunklen breiteren und schmaleren Linien durchzogen sind. Die Deutung und Bedeutung der verschiedenartigen Stellen und Linien ist noch durchaus zweifelhaft, um so freieres Spiel hat aber gerade deshalb die Phantasie. Doch wollen wir uns nicht mit Phantasiegebilden beschäftigen, sondern mit dem Wenigen, was sich unserer klaren Erkenntnis erschließt.

Der Mars, den wir in rötlichem Lichte gegenwärtig ziemlich tief in den Abend- und Nachtstunden am Süd- und Südwesthimmel erblicken, hat in der Geschichte der Astronomie eine hervorragende Rolle gespielt. Heute lernen wir in der Schule, daß die Planeten, unter ihnen die Erde, sich in elliptischen Bahnen um die Sonne bewegen; nicht im Mittelpunkt einer Kreisbahn steht die Sonne, sondern in dem einen Brennpunkt einer von einem Kreise ein wenig abweichenden Ellipse. Diese Tatsache ist uns heute ganz geläufig, weil wir sie bereits in der Schule eingepägt bekommen; aus dem Altertum aber war die Ueberzeugung vererbt, daß die Bewegungen aller Himmelskörper nur in vollkommenen Kreisen vor sich gehen können, und es war eine der wesentlichsten Aufgaben, mit welchen die alten Astronomen sich beschäftigten, die vielfach verschlungenen Bewegungen der Planeten am Himmel als zusammengefaßt aus wirklichen vollendeten Kreisen darzustellen. Auch ein so vorurteilsfreier Geist, wie Nikolaus Kopernikus, der die Erde aus dem Mittelpunkt der Welt rückte, und die Sonne an ihre Stelle setzte, um welche er die Erde herumführte, stand noch ganz im Banne der Annahme völliger Kreisbewegungen und verwandte große Mühe und Scharfsinn darauf, die Bewegungen der Planeten aus Kreisbewegungen zusammensetzen. Erst ein Jahrhundert nach Kopernikus stellte ein ähnlich freier Geist, Johannes Kepler (1571 bis 1630) die wahren Gesetze der Planetenbewegung auf, machte sich frei von der Vorstellung der Notwendigkeit der Kreisbahnen und erkannte, daß die Bahnen Ellipsen sind. Der Planet, an welchem ihm diese Wahrheit zuerst aufging, war eben der Mars.

Eine Ellipse kann sehr verschiedenartig gestaltet sein, sie kann einem Kreise sehr ähnlich sein, wenn ihre beiden Hauptachsen einander fast gleich sind, sie kann sich auch sehr lang erstrecken, wenn ihre kleine Achse im Verhältnis zur großen sehr gering ist. Im ersten Falle liegen die Brennpunkte der Ellipse nahe an ihrem Zentrum oder Mittelpunkt, die sogenannte Exzentrizität ist klein, bei der langgestreckten Ellipse liegen die Brennpunkte weit ab vom Mittelpunkt, die Exzentrizität ist groß. Sehr langgestreckte Ellipsen sind die Bahnen der Kometen, die in regelmäßigen Zwischenräumen wiederkehren, sehr kreisähnlich dagegen sind die Bahnen der Planeten. Unter den Planetenbahnen zeichnet sich die des Mars durch eine verhältnismäßig große Exzentrizität aus, sie weicht am stärksten von der Kreisbahn ab. An ihr erkannte daher Kepler zuerst die wahren Gesetze der Planetenbewegung, die er dann bei den anderen Planeten bestätigte, und die anderthalb Jahrhunderte später es dem großen Isaac Newton ermöglichten, den mechanischen Zusammenhang der himmlischen Bewegungen aufzudecken.

Die Erforschung der physischen Beschaffenheit der Marsoberfläche steht mit der Zeit der großen Fernrohre ein. Ähnlich wie auf dem Monde unterschied man auf dem Mars helle und dunkle Stellen, von denen man ganz wie auf dem Monde die dunklen als Meere, die hellen im Gegensatz dazu als Land bezeichnete, ohne damit einen wirklichen Gegensatz von Wasser und Land behaupten zu wollen. Daß auf dem Monde dieser Gegensatz nicht vorhanden ist, weiß man mit aller Bestimmtheit, dort sind die dunklen Stellen gebirgige Erhebungen über der Ebene, die das Licht nicht ebenso regelmäßig zurückwerfen. Auf dem Mars zeigten sich die hellen Stellen von geraden Strichen durchzogen, die man als Kanäle bezeichnete, weil sie die Meere mit einander verbanden, an wirkliche Wasserstraßen dachte man zunächst keineswegs, viel eher noch an Gebirgszüge, doch fiel der schnurgerade Verlauf dieser Kanäle auf. Eine Atmosphäre hat der Mars, das erkannte man deutlich auch durch die Spektalanalyse. In weiteren Einzelheiten bemerkte man vor allem an den Polen weitausgedehnte weiße Stellen, deren Ausdehnung je nach der Jahreszeit sehr veränderlich ist. Der Mars hat nämlich in derselben Weise Jahreszeiten wie die Erde; wie unsere Achse zur Bahn geneigt ist, wodurch ein Wechsel der Bestrahlung von der Sonne hervorgerufen wird, so ist es auch bei

Dem Mars der Fall, ja seine Achse steht noch um 5 Grad geneigter zu seiner Bahn als die unsrige, und die Bestrahlung muß deshalb auf dem Mars noch stärker variieren (wechselnd sein), als bei uns.

Dazu kommt weiter, daß wegen der stark gestreckten Bahn des Mars Sommer- und Winterhalbjahr in stärkerem Maße in ihrer Länge von einander abweichen als es auf der Erde der Fall ist. Für unsere nördliche Halbkugel dauert das Sommerhalbjahr 186, das Winterhalbjahr 179 Tage, auf unserer südlichen Halbkugel ist es naturgemäß umgekehrt. Ferner befinden wir uns während des nördlichen Winters in der Sonnennähe, in der Sonnenferne dagegen während des nördlichen Sommers oder des südlichen Winters. Danach ist es verständlich, daß wir auf der nördlichen Halbkugel einen milderen Winter und einen nicht ganz so heißen Sommer haben als auf der südlichen Halbkugel.

Ganz entsprechend sind auch die Verhältnisse auf dem Mars, nur noch ausgeprägter in ihren Unterschieden; denn die ungleiche Dauer der Jahreszeiten ist eine viel stärkere und auch die verschiedene starke Wirkung der Sonne in der Sonnennähe und Sonnenferne muß sich bei dem größeren Unterschied dieser Weiten dort stärker geltend machen als bei uns. Dementsprechend sehen wir denn auch, daß der weiße Fleck am Nordpol des Mars, die Nordpolarkappe, nach dem nördlichen Winter bei weitem nicht die große Ausdehnung hat, wie die Südpolarkappe, nach dem südlichen Winter. Auch das Abschmelzen der Nordpolarkappe scheint nicht ein so starkes zu sein wie das der Südpolarkappe während des heißeren Südsommers. Diese Beobachtungen verstärken natürlich die Annahme, daß Wasser auf dem Mars vorhanden ist, und zwar nahm man die dunklen Stellen als wirkliche Meere an, die durch wasserführende Kanäle verbunden seien. Aus der gradlinigen Erstreckung dieser Kanäle glaubte man den Schluß ziehen zu können, daß es sich nicht um natürliche Gebilde, sondern um Werke der Marsbewohner handele, die ein künstliches System der Bewässerung für ihre wasserarmen Landstrecken unter Benutzung der polaren Schneeschmelze durchgeführt hätten. Freilich müßten diese Kanäle dann viele Kilometer breit sein, um überhaupt in unseren Fernrohren zur Wahrnehmung zu kommen. Daran stieß man sich aber nicht, nachdem man sie überhaupt erst einmal von Marsbewohnern hatte ausführen lassen, nichts hinderte die Phantasie anzunehmen, daß diese Marsbewohner eben viel gewaltigere Bauten auszuführen imstande seien als wir.

Im Jahre 1882 wurde die seltsame Beobachtung gemacht, daß einige der Kanäle sich plötzlich verdoppelten, daß da, wo vorher ein Kanal zu sehen war, sich plötzlich zwei derartige Striche entlang zogen. Anfangs glaubte man an eine Täuschung des Mailänder Astronomen Schiaparelli, der diese Beobachtung zuerst machte, später aber wurde sie von vielen Beobachtern in gleicher Weise bestätigt. Die Phantasten waren um eine Erklärung nicht verlegen: die Marsbewohner hatten eben der Vorsicht halber gleich einen Doppelkanal gegraben, und wenn die Schneeschmelze gar zu reichliches Wasser brachte, so wurde durch Öffnung von Schleusen auch der zweite Kanal gefüllt, damit der erste nicht überflutet wurde.

Der ernstlichen wissenschaftlichen Erklärung spottet diese Erscheinung durchaus. Der französische Forscher Meunier hat sie als eine optische Täuschung dadurch zu erweisen gesucht, daß er eine analoge Erscheinung auf einer künstlich hergestellten Marskugel oder einem Marsglobus hervorrief. Einige Millimeter vor der polierten Fläche, auf die mit Hilfe schwarzer Lackfarben eine annähernde Marskarte gezeichnet war, wurde eine feine gut durchsichtige Mousseline in einem Rahmen angebracht, und sofort erschienen alle Linien und Flecken infolge ihrer Schattenbilder, die durch das vom Metall reflektierte Licht gezeichnet werden, doppelt. Danach konnte es sich sehr wohl um eine Erscheinung handeln, die durch eine Unruhe in der Marsatmosphäre hervorgerufen wird; doch ist auch diese Erklärung keineswegs allseitig anerkannt.

Noch eine andere Schwierigkeit ergibt sich für die Kanäle überhaupt, auch abgesehen von ihrer Verdoppelung! Sie erscheinen stets von gleicher Breite, mag der Mars der Erde näher oder ferner stehen. Im Jahre 1899 machte der Italiener Cerulli darauf aufmerksam, daß er mit einem gewöhnlichen Opernglas ähnliche Gebilde auch auf dem Monde wahrgenommen habe; unser Auge vereinigt entfernte getrennte Punkte sehr leicht zu einem Ganzen und erblickt dann eine gleichmäßig gestaltete Linie, wo in Wirklichkeit die stärksten Unterschiede bestehen. Verhält es sich mit den Marskanälen ähnlich, so erklärt es sich leicht, warum wir sie immer gleich breit sehen: Das beruht auf einer physiologischen Eigenschaft des Auges, nur soviel Punkte zusammenzufassen als zur Bildung der Linien notwendig sind. Sehr gestützt wird diese Erklärung auch durch die Tatsache, daß die feineren Details des Mars, eben die Kanäle, in den besten Fernrohren der Welt nicht sichtbar sind. Da wo minder gute Gläser uns die Kanäle zeigen, zeigen uns die besseren Gläser statt gerader Linien unregelmäßige Einzelheiten. Gerade jetzt, wo der Mars der Erde wieder einmal ganz besonders nahe gerückt ist, werden wir über diese Fragen vielleicht endgültigen Aufschluß bekommen.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß auch die Beobachtungen über das Zurückgehen der Polarkappen nicht ohne weiteres als das Schmelzen von gefrorenem Wasser gedeutet werden kann. Daß der Mond keine Atmosphäre hat, beruht vermutlich auf seiner geringen Masse, die nur ein achtzigstel derjenigen der Erde ist. Ganz so klein ist der Mars nicht, doch beträgt auch seine Masse nur ein Zehntel von der Masse der Erde. Deshalb ist es wenig

wahrscheinlich, daß Wasserdampf in größeren Mengen in seiner Atmosphäre sich vorfindet. Aber auch, wenn dem nicht so wäre, können die Polarkappen kaum aus gefrorenem Wasser bestehen. Man darf nicht vergessen, daß bei der größeren Entfernung des Mars von der Sonne ihre Wärme dort nur halb so stark wirkt wie bei uns. Da zudem der Winter viel länger dauert, so müßte die Vereisung viel weiter fortschreiten und könnte im Sommer viel weniger abschmelzen, als wir es tatsächlich beobachten. Man hat deshalb vermutet, daß die Polarkappen aus gefrorener Kohlen-säure bestehen, die erst bei 80 Grad Kälte gefriert.

So treten uns auf dem Mars eine Fülle von Rätseln entgegen, deren Lösung nur von weiteren Beobachtungen zu erhoffen ist.
Dr. Bruno Vorwardt.

Kleines feuilleton.

Kunst.

Mag Liebermann begeht am 20. Juli seinen sechzigsten Geburtstag. Von Ernst Schur ist an dieser Stelle (in Nr. 94) bereits anlässlich der Kollektivausstellung von Liebermanns Werken in der Sezession sein Schaffen gewürdigt worden. Von den zahlreichen Artikeln, die dem Jubilar zum heutigen Tage gewidmet werden, sei auf einen Aufsatz von dem Generaldirektor der Berliner Museen, Wilhelm Vode, in Heft 10 der mit vielem Geschmack ausgestatteten Zeitschrift „Kunst und Künstler“ (im Verlage von Bruno Cassirer, Berlin) hingewiesen. Eine Stelle sei daraus wiedergegeben, die die übertrieben Vorurteile über nationale und nichtnationale Kunst ins rechte Licht rückt. Vode schreibt:

Als vor wenigen Monaten der neue Palast der Akademie der Künste mit einer Ausstellung von Elitebildern der Mitglieder der Berliner Akademie eröffnet wurde, ragte unter diesen selbstgewählten Werken der Meister eines um Hauptlänge über die anderen hinaus: Liebermanns „Nehlsiderinnen“, daselbe Bild, das achtzehn Jahre früher den Glou der deutschen Abteilung in der Pariser Weltausstellung 1889 bildete. Die Stellung, die der Künstler damals in der Achtung des Auslandes errang, hat ihm langsam und zum Teil widerstrebend schließlich auch sein Heimatland eingeräumt: was Leibl für Süddeutschland war, wurde Liebermann gleichzeitig für Norddeutschland, und seit jener dahingegangen ist, kann Liebermann der Ruhm als Deutschlands erster Maler füglich nicht mehr streitig gemacht werden. Wir dürfen auch sagen: als einer der deutschesten Maler unter den lebenden Künstlern, mehr als er selbst weiß und zugeben will. Sehr mit Unrecht hat man ihn als fremden, als internationalen Künstler ablehnen wollen. Es ist richtig, daß Liebermann von fremder Kunst viel gelernt hat, daß er die künstlerische Form, das Ausdrucksmittel seiner Kunst in Frankreich gefunden hat; das haben aber fast alle tüchtigen Maler Deutschlands seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts getan. Als Fremder konnte Liebermann nur so lange erscheinen, als der Impressionismus bei uns unbekannt war; seitdem er die herrschende Kunstform auch in Deutschland geworden ist, nicht am wenigsten gerade durch den Einfluß Liebermanns, kann kein Eichsichtiger diesen mehr einen Internationalen, einen Fremdling unter den deutschen Künstlern nennen.

Eine nationale Kunst in dem Sinne, wie in alter Zeit, gibt es freilich heute nicht mehr; der leichte und enge Verkehr der Nationen untereinander nähert sie auch in geistiger Beziehung, in ihrer künstlerischen Betätigung, und so ist die moderne französische Kunstform, der Impressionismus, heute die herrschende über die ganze Kunstwelt. Die Anschauung jedes Objekts, auch des Menschen, durch das Medium von Licht und Luft, die Einordnung und Unterordnung unter die Landschaft, unter die Atmosphäre und die landschaftliche Stimmung ist heute der französischen Malerei nicht mehr eigen wie der englischen, amerikanischen oder deutschen. Und wie die Auffassung im wesentlichen gemeinsam ist, so sind auch die künstlerischen Ausdrucksmittel, die Technik, im Grunde gemeinsame oder wenigstens sehr verwandte. An Stelle der Schönheit von Form und Farbe, die bis dahin die Herrschaft hatte, und in deren Dienst und Verehrung wir Älteren noch groß geworden sind, ist die Schönheit des Lichtes und des Tones getreten, die jene nur zum Teil zur Geltung kommen läßt, ja geradezu verneint. In dem Luftraum, der alles umgibt und durchdringt, in dem Spiel des Lichtes erscheint die Linie unbestimmt und aufgelöst, die plastische Wirkung wird aufgehoben, die Farben werden vielfach gebrochen und negiert, ganze Gebiete der Kunst, namentlich die große Kunst, kommen nicht zu ihrem Rechte. . . . Zweifelloß ist, daß dadurch neue Reize der Natur entdeckt oder wiederentdeckt (denn Velazquez hat sie besser gefannt und ausgedrückt als irgend ein Moderner!) worden sind, die den Vorzügen der alten Kunst vielleicht nicht gleichwertig sind, aber doch ihre Berechtigung haben und voll zum Ausdruck kommen müssen. Die malerische Schönheit, das Verständnis für die Lichtwerte, für hell und dunkel, für die Valeurs, für die Einheit in der Farbenwirkung und für die Stimmung, die dadurch hervorgerufen wird, haben ältere Künstler wohl zum Teil gefannt und gelegentlich und in ihrer Art in großartiger Weise zur Geltung gebracht, aber zum Prinzip, zur herrschenden Kunstform hat sie erst der moderne Impressionismus erhoben.

Insofern, in seinen Kunstformen, in seinen Ausdrucksmitteln mag man also Liebermann international oder selbst französisch nennen, mit demselben Recht oder Unrecht wie jeden modernen Maler, aber sein Deutschtum, seine deutsche Empfindung, seinen deutschen Formen- und Farbensinn kann man dem Künstler deshalb so wenig absprechen als irgend einem der deutschen Maler der älteren Schule, einem Mengel oder Knaus, einem Böcklin oder Feuerbach.

Aus dem Tierleben.

Rubische Löwenjagd. Der englische Kapitän Speedy, der lange Jahre jagend und reisend in Rubien verlebt hat, veröffentlicht in Chambers' Journal interessante Erinnerungen an seine Jagdfahrten in den Gebieten Nordafrikas. Die Anschauung, daß der Löwe eines der vertegenstet und mutigsten Raubtiere sei, wird von den nubischen Nomaden als törichte Legende verspottet. Sie erklären den König der Wüste geradezu für einen Feigling, der selbst verwundet noch auf Flucht und Rückzug sinnt und nur in Augenblicken der Verzweiflung sich dem Gegner stellt. Speedy, der diesen Aeußerungen anfangs skeptisch gegenüber stand, hat während seiner Fahrten mande Beispiele erlebt, die die verächtliche Meinung über den König des Tierreichs bekräftigen. Bei einer eiligen Reise von Bogos nach Massauah auf einem Keifflamel lagerte er mit seinem einzigen Führer inmitten eines dicken Dschungels. „Ich wollte ein Feuer anzünden, um mir Kaffee zu kochen. Zu meinem Erstaunen erhob mein Führer Widerspruch, einerseits, weil das Feuer Räuber herbeilocken könnte, andererseits aber weil die Löwen, die in diesem Gebiet umgingen und die uns sicher finden würden, an dem Feuer merken würden, daß wir vor ihnen Furcht hätten. Im Dunkel dagegen würden sie uns für eine gefährliche Beute halten; denn sie haben nicht selten im Dunkel mit den Lanzen der Herdenwächter unangenehme Bekanntschaft gemacht und wissen solche Lehren zu beherzigen. Es wurde also kein Feuer angezündet. Aber die Argumentation meines Führers hatte wenig Ueberzeugendes für mich, und mit gemischten Gefühlen widelte ich mich in meine Decke. Mein Gefährte pflodte das Kamel an, legte sich ebenfalls und wenige Minuten später hörte ich ein sorgloses Schnarchen. Die Zeit verrann; ich konnte nicht schlafen. Alles war still, nur hin und wieder ging ein mattes Klauschen durch das Laub. Plötzlich ertönt in unmittelbarer Nähe unseres Lagerplatzes ein furchtbares Gebrüll. Ich sprang auf, weckte den Führer und erzählte ihm die Sache. „In Allahs Namen, o Herr, was anderes war es, das Du erwartetest?“ meinte er phlegmatisch. „Ich bitte Dich, höre nicht auf die Löwen. Wir wollen schlafen,“ und damit wandte er sich auf die andere Seite und nach wenigen Sekunden hörte ich wieder seine ruhigen Atemzüge. Die Nacht war für mich eine Qual. In kurzen Intervallen ertönte die unangenehme Serenade, manchmal zwei Löwen zusammen. Aber mein Führer behielt recht. Wir wurden umkreist, umlaurt, umbrüllt, aber zu einem Angriff wagte sich keine der Bestien heran. Trotzdem atmete ich erleichtert auf, als wir mit Mondaufgang aufbrachen und den unheimlichen Ort verließen.“ Diesen Mangel an Offensive jedoch wissen die Bestien durch List und Schlaueit weitzumachen, und Speedy hat seltsame Proben davon erlebt, mit welchem Raffinement die Löwen „arbeiten“, um ihre Beute von den schübenden Menschen abzuloden. Während einer Jagdpartie in Ainfabadistrikt kamierte Speedy mit einem Freunde und einer Anzahl Einheimischer in einem ausgetrockneten Flußbett. „Wir trafen unsere Vorkehrungen gegen die Löwen, das Lager wurde als ein Viereck angelegt, in dessen Mitte wir unsere Tiere, Kamele und einige Ponys und Ziegen festbanden. Ringsumher wurde das Gepäd und die Zelte aufgerichtet, und an den vier Ecken wurden große Feuer entfacht, die die ganze Nacht über brennen sollten. Wir planten für den nächsten Tag eine strenge Tour und gingen daher früh schlafen. Einige Stunden vergingen in schönster Ruhe. Plötzlich ertönte uns ein furchtbares Brüllen, dessen Rauch unsere Zeltwand zu erschüttern schien. Ich richtete mich auf, die Feuer waren im Verglimmen. Ich nahm meine Büchse aus dem Futteral und hoffte, daß sich eine Gelegenheit zum Schusse finden würde. Aber Jdris, mein Jägermeister, bat mich, nicht zu feuern; es wäre möglich, daß wir durch eine Verwundung nur Schaden hätten. Ein erneutes Gebrüll unterbrach seine Belehrung. Jdris erzählte mir dann, daß die Löwen stets zu zweien jagen, meist Löwe und Löwin zusammen. Der eine bleibt zurück, feimwärts des Lagers, der andere „gehe in den Wind“ und erhebe sein Gebrüll, in der Hoffnung, die angepflodten Tiere würden in einer Panik sich losreißen und fliehen und so dem lauerten Gefährten auf der anderen Seite in die Lagen laufen. Wir schien diese Schilderung etwas phantastisch. Plötzlich ertönte von der entgegengesetzten Seite ein seltsames, kurzes, fauchendes Knurren. „Aha,“ meinte Jdris, „das ist die Gemahlin. Der Herr ist zurückgekehrt; er findet sie mit leeren Lagen, ist sehr ungnädig und zeigt ihr die Zähne, als wollte er sie für die Nachlässigkeit bestrafen, daß nach all seinen Bemühungen das Abendessen noch nicht fertig ist. Dies Knurren ist ihre Antwort. Sie kennt seine ungnädige Absicht und springt ihn nur energisch an, um den ungeduldrigen Herrn nachdrücklich zu belehren, daß es nicht ihre Schuld ist, wenn nichts gekommen ist.“ Ich schüttelte lächelnd den Kopf. Dann kam ein erneutes Brüllen, diesmal wieder von der Windseite, und wieder begannen unsere entsetzten Tiere verzweifelt an ihren Fesseln zu zerrn. Aber nun schienen die Löwen ihre Taktik geändert zu haben. Jedes neue

Brüllen ertönte etwas leiser, Klang fern und ferner und die Tiere beruhigten sich in dem Gedanken, daß das Verhängnis vorüber sei. „Aha,“ rief Jdris, „nun hat seine Majestät die Rolle seiner Gattin übernommen. Nun hat sie das Lager umkreist und ihre Lungen erprobt, während er auf der Lauer liegt. Nachdem sie keinen Ausbruch des Viehs erreicht, heuchelt sie einen Rückzug, indem sie ihre Stimme nach und nach dämpft, als ob sie sich immer mehr entferne. Sie hofft, daß wenn die Angst gewichen, die Tiere sich wieder freier bewegen werden und sie vielleicht eher in ihr Bereich oder das ihres Gatten kommen werden.“ Wir schien das alles wenig glaubhaft, und ich legte mich schlafen. Am Morgen untersuchten wir die Spuren. Jdris Behauptung wurde Schritt auf Schritt bestätigt. Wir konnten das erste Raben des Löwen verfolgen, die Rückkehr zu seiner Ehehälfte, die Stätte des ehelichen Zwistes und den Vormarsch der Löwin. Alles hatte sich so abgepielt, wie Jdris es geschildert . . .“

Technisches.

Die elektrische Bahn der Zukunft wird nach einem fachlichen Urteil in dem Betrieb mit einfachem Wechselstrom gegeben sein. In Europa gibt es gegenwärtig 13 Eisenbahnlinien dieser Art, in Amerika bereits 16. Die längste Bahn, die auf diese Weise betrieben wird, befindet sich im Gebiet von Spokane im nordwestlichen Teil der Vereinigten Staaten (Staat Washington) und besitzt eine Länge von 180 Kilometern. In Amerika wendet man auch beträchtlich höhere Spannungen des elektrischen Stromes für Bahnen an, nämlich bis zu 11 000 Volt, während Europa bisher nur in einem Fall, nämlich auf der Versuchsstrecke von Lonteboda nach Vaerten in Schweden eine Spannung von 8000 Volt in Benutzung gebracht hat. Bei kleineren Versuchen hat man freilich die Spannung schon bis auf 18 000 und gar 20 000 Volt gesteigert. Die Verwendung von Wechselstrom hat im Vergleich zu der von Gleichstrom sicher auch Nachteile, die hauptsächlich in dem größeren Gewicht und der schwierigeren Bauart der Motoren bestehen. Nach der Ansicht der Zeitschrift Industrie Electrique werden diese Nachteile aber reichlich von Vorzügen aufgewogen. Namentlich ist es außerordentlich günstig, daß der Wechselstrom bequem unzuformen und in seiner Spannung herabzusetzen ist, indem dabei Transformator in Anwendung kommen können, die einfach genug gebaut und so leicht zu isolieren sind, daß sie auf dem Wagen selbst untergebracht werden können. Infolgedessen ist der Spannung im Leitungsdraht keine so enge Grenze gesetzt, und dadurch wird wiederum die Möglichkeit gegeben, die Kraftwerke zur Erzeugung des Stroms in weiteren Abständen längs der Eisenbahnlinie zu verteilen.

Humoristisches.

— Robel. Parbenü (leise zu seiner Gattin, die in den Anblick eines Gleitschers vertieft ist): „Nicht immer so erstaunt tun, als ob man noch nichts geseh'n hätt', Rosal . . . Da muß man ein ganz selbstverständliches Gesicht machen!“

— Der „Klassische“ Bliemchen. „Hätt' Wert, wär bedient dänn hier an dem Tische?“

„Der Stellner Nummer 3, mein Herr!“

„Ich siße aber schon eene ganze Schtunde hier, und de „Dreie“ hat sich noch nichde seh'n lassen“ (Plötzlich, als der Stellner auftaucht): „Ei Herr Jeseß, da is er ja! De Dreie is weerlich leerer Bahn!“

— Auch ein Krost. „Wenn unser Herr Expeditor Oberexpeditor wird, dann wird er jedenfalls noch aufgeblasener; aber einen Krost haben wir doch!“ — „Was für einen, Herr Adjunkt?“ — „Größer kann er wenigstens nimmer werden!“

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Josef Haydn's Werke sollen in einer kritischen Gesamtausgabe, die bisher nicht existierte, herausgegeben werden. Von diesem überaus fruchtbaren Komponisten ist eine große Anzahl von Werken überhaupt noch nie publiziert worden. Hervorragende Musikforscher werden die Ausgabe im Verlag von Breitkopf u. Härtel veranstalten. Man rechnet mit einer Dauer von fünfzehn Jahren und einer Zahl von 80 Bänden, die etwa 1250 M. kosten werden.

— Billige Schülervorstellungen, die andertwärts — wie in Berlin, Hamburg, Leipzig — durch Lehrervereine, zum Teil mit Unterstützung der städtischen Behörden oder von diesen allein veranstaltet zu werden pflegen, sollen in Chemnitz nach Vollendung des neuen Stadttheaters regelmäßig, und zwar vertragsgemäß stattfinden. Der für die Verpachtung der städtischen Theater bearbeitete Vertrag verpflichtet die Theaterdirektion, alljährlich an mindestens 10 schulfreien Nachmittagen Schülervorstellungen zu ermäßigten Preisen (20, 30, 40 Pf.) zu bieten.

— Hector Malot, ein bekannter französischer Romanschriftsteller, ist im Alter von 77 Jahren in Paris gestorben. Eine Anzahl seiner Romane wurde auch ins Deutsche übersezt; der Roman „Im Banne der Versuchung“ erschien in den „Freien Stunden“.